

Klaus Inzuben und seine Tochter [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 18

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 18 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 7. Mai 1921

Ein Sonntag.

Von A. Attenhofer.

Das blinkt wie Gold, wenn sich mein Blick erhebt.
Und um die stillen Blüten weht
Ein fein Gedenken. — —
Ein Sonnentag. Ein stiller Gang.
Und alle, alle Wege lang
Ein Frauenglück an meiner Seite.

Mir blüht der Fluß im duftigen Land,
Mich grüßt noch deine liebe Hand
Durch frühe Abend Schatten. — —
O Sonnentag! o stiller Gang!
O Frauenglück die Wege lang
Durch erste Frühlingmatten!

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

7

Hermine hatte nur einen Gedanken: Die darf uns nicht zusammen sehen! Jetzt am allerwenigsten! Ohne Bedenken zog sie Pauli in die Kammer hinein und schloß die Tür leise zu.

Draußen gellte ein triumphierendes Lachen. „So — die Raß hat den Vogel!“ Ein Schlüssel wurde geräuschvoll abgedreht: die beiden waren in der Kammer eingeschlossen.

Noch schneller, als sie heraufgekommen, war die Brene in der Küche drunten und machte einen ordentlichen Lärm in die Stube hinein.

Pauli begriff augenblicklich, um was es sich für Hermine handelte. Einer schnellen Eingebung folgend, trat er ans offene Fenster, maß mit den Augen den Abstand bis zum Hofe hinab und machte Miene, sich auf die Brüstung zu schwingen. „Es macht mir nichts, ich kann auf dem untern Laden absteigen,“ bat er, als sie ihn ängstlich zurückhielt.

Da stand Klaus Inzuben schon in der angelweit geöffneten Türe. Seine Lippen bewegten sich krampfhaft, aber er konnte nicht gleich reden. Sein Gesicht war fahl.

„Luderware!“ brachte er endlich keuchend heraus. Mit erhobenen Fäusten ging er auf Hermine los, die mit verkränkten Armen, unbeweglich und keines Wortes mächtig, am Fenster stand.

Pauli vertrat ihm den Weg. Er hielt ihm die Handgelenke fest. „Seid gütig, Meister! Wenn Ihr alles wißt...“

Klaus Inzuben warf ihm ein häßliches Wort zu. „Laß los, du — — ich spei dir ins Gesicht!“

Er trat nun nach der Türe zurück, rückwärts schreitend, ohne die Augen von Hermine abzubringen. „Ich tu dir nichts. Ich rühr' dich nicht mit einem Stedlein an — — so eine!... Ich sag' nur: In einer Viertelstund' seid ihr auf der Straße. Ihr zwei! — Du kannst ihr padeu helfen — deinem Mensch!“ wandte er sich noch mit erzwungenem Lachen an Pauli. Dann war er weg.

Pauli gewann die Fassung zuerst zurück. „Nun bin ich schuld,“ sagte er tonlos. „An allem ich.“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. „Ich weiß schon, wer schuld ist...“

Da fand er den Mut, sie in seine Arme zu nehmen. Sie ließ es geschehen und weinte leise an seiner Brust. So standen sie lange, ohne daß eins ein Wort verlor. Dann hieß sie ihn mit einer kaum bemerkbaren Handbewegung hinausgehen. „Wartet dort auf mich. Ihr seid jetzt meine Schildwache,“ sagte sie und hatte wahrhaftig ein Lächeln auf den Lippen.

Er gehorchte wie ein Kind. Sie fing sogleich an, ihre kleinen Habseligkeiten zusammenzuraffen, um für diese Nacht bei der Freundin Hanna Obdach zu suchen.

VI.

„So, jetzt bin ich das Nachlaufen satt,“ sagte der Oheim Heinrich zu Hermine, nachdem er das dritte Mal ohne ein gutes Wort von ihrem Vater aus Gersbach zurückgekommen war. „Wenn sie von dir nichts mehr wissen

wollen, brauchst du es mit ihnen auch nicht anders zu halten.“

Bei keinem seiner drei Besuche hatte Klaus Inzuben seinem Schwager auch nur die Haustüre aufgemacht. Und heute hatte er ihm durchs Fensterflügelchen zugerufen, laut genug, daß man es drei Häuser weit hören konnte: „Der, den es angeht, wird sein Mensch schon verhalten! Und wenn du noch einmal kommst, heh' ich dir den Hund an!“

Hermine stand in der Küche am Spülblech, während ihr der Oheim das mitteilte. Der Zorn zitterte noch aus jedem seiner Worte.

Sie hielt nicht mit Schaffen inne. Auf ihrem Gesicht verzog sich keine Miene, kaum daß sie die Lippen etwas fester aufeinander preßte. Das erste Mal hatte sie dem Vater das häßliche Wort verzeihen können, diesmal nicht.

Nachdem sie mit ihrer Arbeit fertig war, ging sie in ihre kleine Kammer hinüber und nahm die zwei Briefe aus ihrem Verwahrjam, die sie in den letzten, langen Wochen an den Vater geschrieben, die aber beide uneröffnet zurückgekommen waren. Sie steckte sie zwischen die im Kochherde glimmenden Scheiter und sah scheinbar gelassen zu, wie sich die grauen Umschläge und die zusammengefalteten Blättchen im Feuer krümmten und zu Asche wurden. Als ihr dabei unversehens die Tränen über die Wangen zu rinnen begannen, wandte sie sich mit einem unwilligen Ruck vom Feuer weg und machte sich im Schrank und auf den Gestellen zu tun. „Nur für seinen Hochmut bin ich ihm auf der Welt gewesen“, sagte sie verbittert in sich hinein.

Durch Hanna Meister, die einmal zu Besuch gekommen war, hatte Hermine allerlei von daheim erfahren. Wie der Taubenmöster der ohne jeden Grund einseitig aufgelösten Verlobung wegen auf Schadenersatz geklagt und wie Klaus Inzuben vor dem Friedensrichter mit ihm abgemacht habe. Wie der Merk dann am gleichen Tage mit der Susanna Speßer im Güetli angebunden, die nun vor Freude über ihren Glücksfall und vor Stolz auf den reichen Hochzeiter gleich wie ihr Alter gar nicht wisse, wie sie den Kopf tragen solle.

Klaus Inzuben sei ein ganz anderer Mensch geworden, hatte Hanna weiter berichtet. Er sei jetzt merkwürdig gesprächig und stehe oft mitten auf der Straße bei Leuten still, die er früher nicht eines Blickes wert gehalten hätte. An der Brene sei nun auf einmal alles recht, er bitte förmlich bei ihr ab. Er ließe sich von ihr um den kleinen Finger winden, und die Brene sei auch schlau genug, ihn warm zu halten und das gute Wetter zu benützen. Bereits habe er jedem ihrer zwei Kinder eine schöne Summe ins Sparheft gelegt. Er sage es offen am Wirtstische, es sei dem Rudolf und der Brene kein Nachteil, daß „die andere“ so zum Vorschein gekommen sei. Er wisse schon, was er zu tun habe.

Die einzige erfreuliche Botschaft war die, daß es Rudolf gut gehe und er bereits wieder der Feldarbeit nachkommen könne.

Mit Pauli war Hermine seit ihrem Weggang vom Elternhause mehrmals zusammen gewesen. Er kam fast jeden Sonntag die drei Stunden Weges zu Fuß nach Gräpnach herüber. Sie machten zusammen liebe Spaziergänge auf einsamen Feldwegen, an blumenübersäten Wiesen und schwel-

lenden Saatädern hin und fanden, die Welt sei noch gar nie so schön gewesen. Sie hatten sich viel und mancherlei zu erzählen, die Stunden gingen ihnen wie im Traum vorbei. Immer wieder mußten sie darüber staunen, daß sie allem, allem zum Trotz so glücklich sein konnten.

Pauli, dem keine Arbeit zuviel war, sah der Zukunft guten Mutes entgegen. „Wir haben ja Zeit“, sagte er. „Es ist mancher ohne Geldsack auf die Welt gekommen und hat es doch zu etwas gebracht.“ Er hatte im vergangenen Herbst einem Drainierkurs beigewohnt; nun war er als Arbeiter bei den da und dort im Kanton unter staatlicher Leitung ausgeführten Entwässerungsanlagen tätig und brachte ein hübsches Stück Geld auf die Seite. Dazu winkte ihm in nicht allzu weiter Ferne ein kleiner Besitz. Sein Taufpate, der Gruber in Neuwies, der ohne Kinder war, und dem die Bearbeitung seines Gütlechens zu beschwerlich wurde, hatte schon oft durchblicken lassen, daß er dann einmal auf ihn denken würde.

In seiner fröhlichen Zuversicht hatte Pauli bis jetzt immer noch geglaubt, Klaus Inzuben wird doch endlich den Kopf brechen und auf ein verständiges Wort hören. Ja, er hätte den Mut gehabt, am ersten besten Sonntag mit Hermine nach Gersbach zu fahren.

Hermine kannte den Vater besser. „Wir müssen warten“, hatte sie schon immer gesagt. „Ein Jahr tut bei ihm nicht mehr, als bei einem andern zwei Wochen.“

Jetzt konnte freilich auch Pauli nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß es vorläufig keine Versöhnung gab, daß sie ganz auf sich selber angewiesen waren. Nun, es ging ja. Er kam schließlich darüber weg. Und sie hatte ein stilles, bescheidenes Unterkommen; ans Guthaben war sie auch im Elternhause nicht gewöhnt worden.

Als die Dögelhämmer ihr eintöniges Lied sangen und man sich gemach zur Heuernte rüstete, erhielt Hermine eines Abends einen Brief mit dem Amtssiegel der Heimatgemeinde. Er enthielt einen Kaufvertrag, durch den Klaus Inzuben sein Anwesen „Zur Lauben“, bewegliches und unbewegliches Gut, gegen einen mäßigen Kaufpreis seinem Sohne Rudolf als unbeschränktes Eigentum übertrug. Nur das Wohnrecht im Hause, „den Winkel“, wie es in der Urkunde hieß, hatte er sich vorbehalten.

Eine Notiz des Beamten teilte Hermine mit, daß der Vertrag „pro forma“ ihrer Unterschrift bedürfe, um rechtskräftig zu werden. Der Oheim, der den Preis zu niedrig fand, riet ihr, Schwierigkeiten zu machen; aber sie war nicht dazu zu bewegen. „Wenn er mich nicht mehr als sein Kind kennen will, so will ich es auch nicht mehr sein“, sagte sie und blieb dabei.

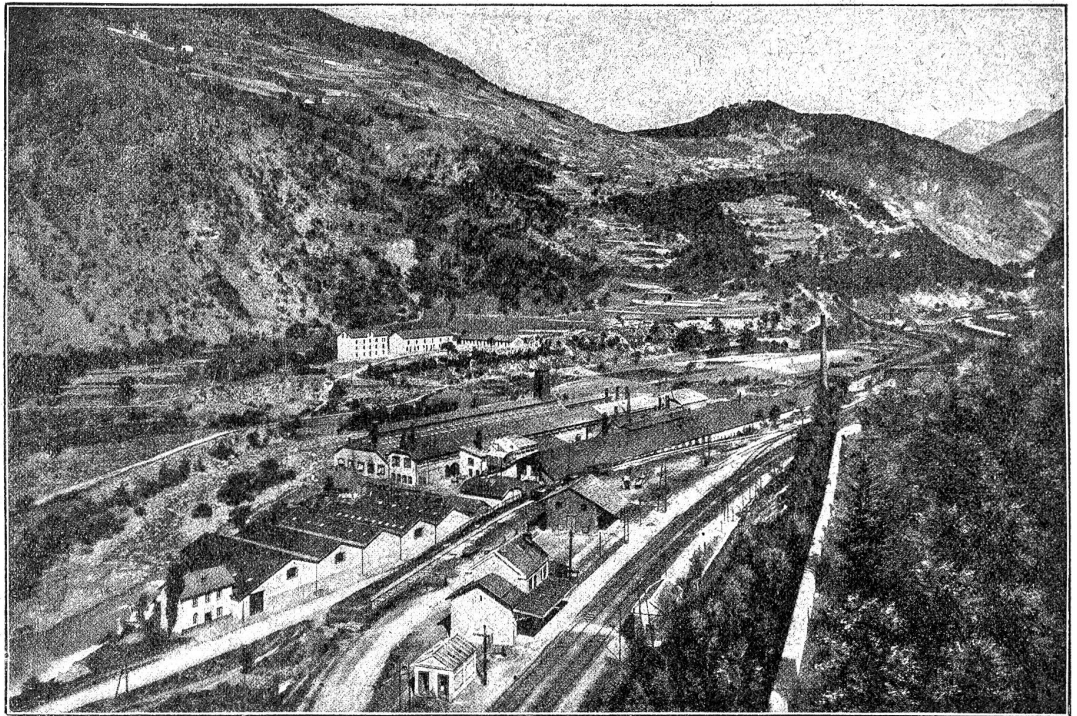
„Sie hat halt dem Klaus seinen Kopf“, meinte der Oheim nachher in der Küche zu seiner Frau.

Rudolf Inzuben konnte sich des vom Vater überkommenen schönen Hofes nicht lange freuen. Eben während Pauli für ein paar Tage in Gräpnach bei der Weizenernte half, berichtete ein verschlossener Trauerbrief, der erst Dreißigjährige sei plötzlich an einer Lungenentzündung gestorben. Seine heimtückische Krankheit war nie ganz überwunden gewesen. Unter die gedruckte Anzeige hin hatte der Vater mit Bleistift geschrieben, es sei nicht notwendig, daß Her-

mine zum Begräbnis komme, schon der Familie wegen; andernfalls er selber wegbleiben würde.

Pauli war durch diese Bemerkung mehr als durch alles Bisherige gekränkt und beleidigt, aber er suchte es vor Hermine zu verbergen. Er redete ihr ein, ein Vergnügen wäre es für sie ja doch nicht gewesen, neben der Brene im Leid zu stehen.

Hermine weinte in diesen Tagen viel im Verborgenen. Um den Bruder, dem das Leben so wenig gehalten hatte, um die Heimat, zu der sie ein stilles Heimweh stärker als je hinzog, nun, da sie ihr ganz und gar verloren schien.



Die Anlagen in La Paz in Savoyen, wo auf elektrischem Wege Eisen gewonnen wird.

Im Spätherbst und während des trockenen Vorwinters half Pauli bei der Entsumpfung des kleinen Birkenriedes unterhalb Reichenberg mit. Der Zufall wollte es, daß er eines Tages in dem Wirtshause, wo er gewöhnlich den Mittagstisch einnahm, unversehens Klaus Inzuben gegenüber saß. Dieser tat indes ganz so, als ob er ihn nicht kenne und noch nie im Leben gesehen hätte.

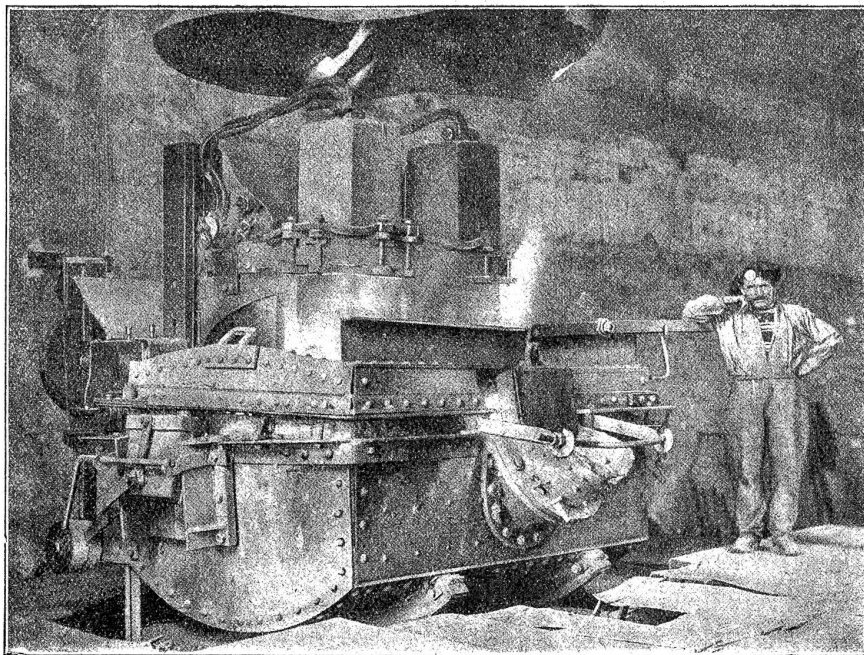
Pauli brachte es nachher kaum über sich, Hermine von dem Zusammentreffen etwas zu sagen. Eines verschwieg er ihr ganz: sein ehemaliger Meister war ihm äußerlich etwas vernachlässigt vorgekommen. In solch schäbigem Aufzug hätte er sich vordem nicht außer Dorfes sehen lassen.

Durch einen Bekannten aus Gersbach, den Sohn des Schreiners Manz, bekam Pauli in der Folge allerlei Neuigkeiten, auch vom Laubenhofe, zu hören. Dem Inzuben gehe es, wie er das an seiner Tochter verdient habe, und er werde noch einmal ganz zum Kreuz kriechen müssen. Im Anfang habe ihm die Sohnsfrau in Stall und Feld das Regiment überlassen, wie er es denn auch bei Rudolfs Lebzeiten immer geführt habe. Aber sobald dann das mit dem Rifener angefangen, sei es mit dem Regieren von heute auf morgen aus gewesen. Und jetzt bekomme es Klaus Inzuben jeden Tag zehnmal zu schmecken und zu hören, daß ihn auf dem Laubenhofe weder Pflug noch Pfofen auch nur mehr einen Nagel groß angehe. Die Sohnsfrau habe es auch zu seinem Aerger durchgesehen, daß statt des Großvaters der Gemeinderat Koller zum Vormund über die Kinder bestellt worden sei, nur, damit er ihr in keiner Weise etwas einzureden habe. Der Inzuben werde dann mit den vier- oder fünftausend Fränkeln, die er noch habe, weit springen. Er habe sich selber in die Knie hineingefügt.

„So, jetzt ist der Rifener nicht mehr bloß Tagelöhner auf dem Laubenhofe, die Bäuerin hat ihn ganz zu ihrem Verwalter gemacht,“ wußte Jakob Manz, eines Tages nicht

ohne einen Anflug von Schadenfreude weiter zu berichten. „Alte Liebe rostet nicht, der Rifener hat in früheren Jahren schon einmal gewußt, wo die Brene Läubli daheim war. Nun wird der Alte die Stuberkammer bald räumen müssen, die Brene hat schon lang so hinten herum gegiftet, es stehe im Kaufbrief nur von einem „Winkel“; eine Kammer mit drei Fenstern und ein Winkel seien allweg zweierlei.“

Auch von diesen Dingen verschwieg Pauli bei seinen Besuchen in Gräpnach wohlweislich das meiste. Aber Hermine bekam im Laufe des Winters von anderer Seite doch alles zu wissen. Und noch viel dazu. Die Brene sparte keine Mühe, dem unbequemen Hausgenossen das Leben zur Hölle zu machen. Und wenn Klaus Inzuben auch sichtlich darauf bedacht war, seine mißliche Lage vor den Leuten zu verheimlichen, so drang doch von den endlosen Reifereien und Zwistigkeiten im Hause „Zur Lauben“ so viel an die Defektheit und mit der Zeit auch an Hermine's Ohr, daß diese vor Zorn und Kummer fast nicht wußte, wo aus noch ein. Klaus Inzuben mußte zusehen, wie der Rifener, den die Brene in allen Dingen ganz nach Gutdünken schalten und walten ließ, auf seinem Rennwägelchen im Lande herumfuhr und sich, statt auf dem Hofe zu schaffen, noch eifriger seinem bisherigen zweifelhaften Beruf als sogenannter Treibhund der Güterhändler widmete. Er sagte nicht ein Wort dazu. Er wehrte sich auch nicht, als ihm die Brene eines Sonntagnachmittags seine Zigarren samt dem Kistchen auf die Straße hinauswarf mit der höhnischen Bemerkung, sie habe nicht im Sinn, sich von einem Umsonstkostgänger im eigenen Hause räuchern zu lassen. Ja, er brachte es über sich, nachher im Wirtshause über den „Spaß“ zu lachen und die Brene zu entschuldigen: sie habe halt so ihre Grillen, sie müßte auch kein Weibervolk sein. Dergleichen dürfe man nicht auf die hohe Achsel nehmen, wenn man im Haus den Frieden haben wolle.



„Eisengewinnung auf elektrischem Wege“: Héroults „Birne“ in La Praz im Betrieb.

Wenn Hermine von solchen Demütigungen hörte, kam immer eine starke Angst über sie. Sie wusste, daß es nicht lang so weitergehen konnte. Sie fing an, Pauli wegen des Gütlehens in Neuwies zu drängen, sagte aber nichts von dem heimlichen Gedanken, der sie hierzu trieb. Das würde sich dann schon geben, dachte sie im stillen bei sich.

(Schluß folgt.)

Eisengewinnung auf elektrischem Wege.

Von Dr. Albert Neuburger.

An irgendeiner Stelle seiner Schriften erzählt Peter Rosegger, der so gern von seiner Jugend plaudert, davon, wie er als kleiner Knabe seinen Vater in die benachbarte Stadt begleiten durfte. Früh am Morgen, noch bei vollkommener Dunkelheit wurde aufgebrochen, und nach längerem Wandern sah man von der Höhe eines Bergrückens aus plötzlich unten im Tal mächtige Feuerfäulen lodern: das waren die Eisen- und Hüttenwerke von Müllersschlag. Den romantischen Anblick, den sie damals zu Roseggers Jugendzeit in Steiermark gewährten, boten sie dem Beschauer noch vor wenigen Jahrzehnten überall. Ein Hüttenrevier war damals auf weithin durch lodende Flammensäulen charakterisiert, die haushoch aus den Defen, in denen das Eisen aus Erz erschmolzen wurde, emporströmten. Unsere Zeit ist jeder Romantik feindlich, und wie so vieles, was einst das Auge entzückte, so sind heute auch diese Feuerfarben verschwunden. Man hat sich darauf besonnen, daß es doch eigentlich recht viel Geld kostet, die aus den Hochöfen entströmenden warmen Gase einfach wegbrennen zu lassen, und daß man ein hübsches Stümchen sparen kann, wenn man die Hitze, die aus diesen mächtigen Flammen entsteht, in rationeller Weise ausnützt.

So hat sich denn jetzt das Bild geändert, und romantische Schwärmer kommen in den Hüttenrevieren unserer Tage nicht mehr auf ihre Kosten: jetzt ist der oberste Teil, die sogenannte „Gicht“, des Hochofens mit einer weiten Blechhaube bedeckt, in der sich die aus seinem Schlunde entströmenden heißen Gase sam-

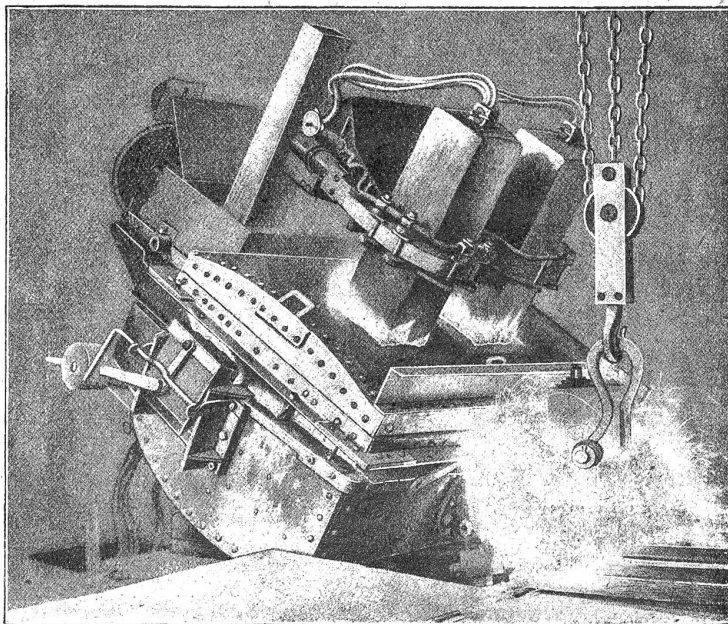
meln. Von hier werden sie zunächst in eine Art kleiner chemischer Fabrik geleitet, wo man aus ihnen noch verschiedene kostbare Körper — so gewissermaßen en passant — gewinnt, und darauf kommen sie unter die Kessel der Dampfmaschinen. Dort erst werden sie entzündet, und ihre Hitze bringt in diesen Kesseln den Dampf hervor, der dann die Kohlen aus den Bergwerken zutage fördert, mächtige Gebläsemaschinen treibt usw.

Aber auch diese Methode befriedigte nur eine Zeitlang, nämlich so lange, bis man zu der Erkenntnis gekommen war, daß man die Sache noch billiger machen könne, und zwar dadurch, daß man überhaupt keine Dampfmaschine mehr benutzt, sondern die Gase direkt in große Gasmotoren leitet und dort verwertet. So sind in neuester Zeit auf den Hüttenwerken riesige Gasmotoren von tausend und mehr Pferdekraften in Betrieb gesetzt worden, wahre Meisterwerke der Technik, und die mit ihnen erzielte Ersparnis ist so groß, daß man eigentlich schon nicht mehr recht weiß, was man denn mit dem überschüssigen Gas anfangen soll. Der Vorschlag,

damit Elektrizität zu erzeugen, ist ja an und für sich ein recht schöner und naheliegender; aber man braucht in den Hüttenrevieren vorerst nicht soviel Elektrizität, wie man mit den dort zur Verfügung stehenden Hochofengasen hervorbringen vermag. In Hörde allein sollen z. B., einer ungefähren Schätzung zufolge, täglich viertausend Pferdestärken in Form von Hochofengas in die Luft gehen.

Da will es nun ein glücklicher Zufall, daß sich seit kurzer Zeit der elektrischen Industrie ein neues, in hohem Maße ausblicksvolles Gebiet eröffnet, das in engster Beziehung zum Hüttenwesen steht und für dessen Ausgestaltung baldigt große Mengen von Elektrizität nötig sein werden: man hat nämlich Methoden gefunden, aus den Eisenerzen mit Hilfe der Elektrizität auf billigem Wege ein vorzügliches Eisen zu gewinnen.

Es mögen jetzt mehr als dreißig Jahre vergangen sein, seit Werner Siemens den prophetischen Ausspruch tat, daß



„Eisengewinnung auf elektrischem Wege“:
Das fertige Eisen wird durch Reigen der Birne nach vorn ausgegossen.